Sonntagsblatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herold".

J. P. Windolph, Herausgeber. | Grand Island, Nebr., den 24. Jan. 1902. | Jahrgang 22. No. 21.

Des Knoten's Lösung.

Eine wahre Geschichte aus dem Leben.

Sonst hätte er nie geheirathet — nie — nie!

„Lieber schöß' ich mich todt!"

Dazu hatte er sich schon als ganz junger Dachs von einem Lieutenant verschworen, und mit jeder Charge, die er emporstieg, nahm dieser Schwur an Entrüstung zu, bis die wuchtigen Majorsepauletten auf seinen breiten Schultern solchen Schwur überflüssig zu machen schienen.

Nichts Blankeres, als die hübsche kleine Wohnung, wo sein Bursche den ganzen Tag über putzte, scheuerte und wedelte, zum Aerger der nachbarlichen Dienstmädchen, denen von ihren Herrinnen die Unermüdlichkeit dieses musterhaften Reinlichkeitsgenies, „das doch nur ein Mann ist!" hämisch vorgeworfen wurde.

Auch zog die Paradefront seiner fünf Fenster, hinter denen die weißen Gardinen vor Sauberkeit leuchteten, den heimlichen Neidblick mancher Mutter bedenklich überblühender Töchter auf sich: „ja, warum heirathet er denn nicht?"

J, er hat es so ja tausendmal besser! J, was für eine Veranlassung soll er haben, wildfremder Menschen Töchter zu füttern und mit Putz zu behängen — „pardon"! mit einer entschuldigenden Verbeugung gegen einen Verheiratheten, der mit am Wirthstische saß. Gleich darauf aber wieder in das zum Schnauzbart erhobene Bierglas hinein: „Lieber schöß ich mich todt!"

Und schließlich ward er a. D. Das ist ein Ade! allen ehrgeizigen Hoffnungen. Grollend packte er seine Sachen in einen Möbelwagen und siedelte nach Pensionopolis in Thüringen über. Er hätte die Möbel verkaufen oder versteigern lassen sollen, jetzt, da ihm kein Putzgenie in Gestalt eines Burschen mehr zu Gebote stand! Aber er vermochte sich nicht davon zu trennen — und Eigenthum verpflichtet!

Eine Haushälterin? Brr! „lieber schöß' ich . . . ."

Aber die Verschwörung kam nur ganz matt heraus. Er versuchte es mit allerlei Bedinungsmethoden, doch die ehemals blanken Möbel büßten ersichtlich an Haltung und Ansehen dabei ein. Es blieb nichts anderes übrig, und kopfüber, mit geschlossenen Augen, stürzte er sich in das Wagniß, seinen kostbaren Hausstand, sowie seine noch kostbarere Person der feindlichen Gewalt eines Weibes anzuvertrauen.

Nie war er sich so hilflos vorgekommen, als an jenm Tage, da er mit mühsam aufrecht erhaltener Autoritätsmiene an seinem Schreibtisch saß und die auf sein Zeitungsaufgebot massenweise herbeigeströmten Weiblichkeiten, die sich für den begehrten Posten meldeten, Revue passiren ließ. Es ward ihm ernstlich schwül, und es war wohl zuletzt die Verzweiflung, die ihn zutappen und das übliche Miethsgeld in die mit einem Filethandschuh bekleidete Hand einer angeblichen Wittwe, „die es eigentlich nicht nöthig hätte", und auch die polizeiliche Bevormundung eines Miethbuches verschmähte, drücken ließ.

Wie sah sie doch aus? Er hatte wirklich blindlings zugefaßt, um dem peinlichen Examen, wo er wahrhaftig die Examinandenrolle spielte, ein Ende zu machen. Sein Erstaunen war daher nicht gering, als er am ersten Morgen nach dem Dienstantritt der Wittwe, eine ungemein ansehnliche Person von appetitlich sauberer Erscheinung, brall und gesund und frisch, mit offenen, grellblauen Augen und kindlichen Schelmenrübchen in den etwas starkblühenden Wangen, das Präsentirbrett mit dem Frühstück auf den rundlichen Armen balancirend, in's Zimmer treten sah. Hatte sie sich über Nacht verjüngt? Ihr Alter, das er gestern Abend auf 35½ taxirt, durfte man bei dem freundlichen Morgenschein ohne Schmeichelei auf 29½ herabdrücken. Wenn sie sich wandte und er dann mit einem prüfenden Blick, dem es nicht an leise schmunzelndem Wohlwollen mangelte, ihrer davonschreitenden Gestalt nachsah, so setzte er unwillkürlich noch einige Jährchen herab. Zu dieser Jugendtäuschung trug wohl das glänzende Blondhaar bei, das hinten zu einem kräftigen griechischen Knoten geschlungen war und in üppiger Wildniß in den Nacken hinabwucherte.

Blond — ja blond! Wenn er überhaupt jemals eine Couleur bevorzugt, so wäre es diese gewesen! Solche Erkenntniß ging ihm plötzlich auf.

Frau Glaß bedeutete überhaupt eine vollständige Umwälzung des Haushaltes. Sie nahm sofort in breitester Weise davon Besitz und es sah fast aus, als gedächte sie, kein Stück mehr anderen Händen zu überlassen.

Auch ihn selbst nicht! Zuerst empfand er ein gewisses verblüfftes Grauen vor der naiven Sicherheit, mit der sie sich einnistete. Wie sie seine Sachen nach ihrem Geschmack umstellte und ordnete, so reorganisirte sie auch seine Lebensweise, z. B. wagte er es bald nicht mehr, das Abendbrod in seinem Hause auszuschlagen, während er das sonst in der Küche abzufertigen pflegte.

Anfangs versuchte er noch den Herrn herauszukehren. Aber sie lächelte jeden Widerstand gegen die Anordnungen mit den Grübchen ihrer feisten Wangen nieder. Ohne Zweifel verstand sie alles besser, sie, die einen eigenen Hausstand besessen! — und aus ihren Worten lugte deutlich die Mißachtung gegen den Junggesellen. Uebrigens kochte sie vorzüglich, und damit allein konnte sie ihn wehrlos machen; es war alles in musterhafter Ordnung — was widersetzte er sich denn?

Allmählich stellte sich ein Gefühl bei ihm ein, als wenn er selbst auf Besuch in seinem eigenen Hause sei.

In diesem Respektgefühl bestärkten ihn ihre nie ruhenden Anspielungen auf den soliden Glanz ihrer Vergangenheit. Ihr Vater war ein fürstlicher Schloßbeamter gewesen, und sie hatte als Kind mit Prinzessinnen gespielt! Ihre Schwester war zuerst mit einem „von" verlobt und heirathete dann einen Landwehroffizier. Ihr Mann hatte einjährig gedient, und sie hatten, trotzdem sie nur Buchhalters waren, mit den „ersten" Familien ihres Wohnortes verkehrt. O sie hatte nach dem Tode ihres Mannes Anträge genug gehabt! Sie hätte einen Fabrikanten haben können, einen leibhaftigen Millionär, dann einen Gutsbesitzer, auch einen Baron — einen früheren Offizier . . . .

Dieses „auch" überfiel ihn wie ein Schreck: Herrgott, sie denkt und hofft doch nicht etwa . . . .

Er fühlte, er ahnte, daß die Macht, die sie über ihn ausübte, sich eines Tages bis zu einem Ueberfall auf sein Junggesellenthum erstrecken könnte. Und dagegen galt es, sich bei Zeiten zu wehren!

So umschwirrten ihn allerlei Anspielungen in der Kneipe, so oft Frau Glaß ihm noch eine solche Kneipstunde gestattete: ironische Erkundigungen nach seiner hübschen Hausmarschallin, kecke Neckereien, scherzhafte Warnungen vor dem nicht zu ausnahmsweisen Schicksal eingefleischter Junggesellen, die von ihren Haushälterinnen bis zum Traualtar gedrängt worden waren.

„Lieuer schöß' ich mich todt . . . ."

Ja, wenn Frau Glaß nicht den geladenen und daher gefährlichen Revolver, der unter der Waffendekoration seiner Wohnstube gehangen, in übertriebener Vorsicht, daß das Ding eines Tages von selbst losginge, weggenommen und versteckt hätte!

Sprach diese Wegnahme nicht deutlicher als Worte? Sagte sie ihm nicht symbolisch: mit dem Todtschießen wird es doch nichts! Du bist mir ja doch verfallen!

„Teufel, aber ich will nicht! Ich habe mich fünfzig Jahre gegen die Ehe gesträubt (er rechnete die Kinderjahre in dies Sträuben ein), man soll mich nicht unterkriegen!"

Und laut, mit der äußersten Anstrengung seiner Autorität: „Frau Glaß, ich sehe, Sie haben Schnurz den Schlafrock abermals auf den Flur geschoben —"

Sie zuckte mitleidig ironisch die rundlichen Schultern: „Wie der Herr Baron befehlen —"

Und sie wollte den mit einem alten Kissen gefütterten Korb wieder in die Schlafstube stellen, wo Schnurz, der Hund, zu Füßen seines Herren zu übernachten pflegte.

„Nun lassen Sie nur, Frau Glaß! wenn Sie glauben, daß es die Nacht da draußen nicht zu kalt wird —"

Wie kam denn das? Unbegreiflich! — er entsetzte sich vor sich selber. Wie kam er zu solcher empörenden Nachgiebigkeit? Gewissen ihrer Mienen gegenüber sank ihm völlig der Muth. Und in solchen Momenten ahnte er, daß er seinem Schicksal verfallen wäre . . . ."

Sie aber staunte nicht über solchen Umschwung. O, auch sie wußte, daß er ihr unentrinnbar verfallen war! Doch fand sie zuweilen, daß diese systematische Belagerungstaktik sie zu langsam vorwärts brächte. Gut, man versuchte es also mit Gewaltmaßregeln!

Sie ließ also alle Schrecken ihres Putzteufels los. Seine Bewegungsfreiheit innerhalb seiner Räume ward immer mehr durch gewisse kreuz und quer über die Diele gestreckte Läuferstraßen beschränkt. Auch sind gewisse Sophas nicht zum Hinsetzen oder gar anlehnen da! Auch können nur gewisse Kattungardinen eines kleinen Hinterzimmers den Tabaksqualm vertragen, die andern ganz gewiß nicht! Auch gehören Hunde auf den Hof, und nicht ins Zimmer!

Damit traf sie ihn am Herzen. Alles hätte er geduldig ertragen; er hätte sich ja gerne mit dem Nießbrauch eines vierten Theiles seiner Wohnung, auf den sie ihn eingeschränkt, begnügt — aber das arme Hundevieh!

Sie verfolgte das Thier auf Schritt und Tritt und verleidete ihm das bescheidenste Ruheplätzchen; sie sorgte dafür, daß es sich ja nicht zu fett fräße. Alle Augenblicke scholl seine Jammerstimme, die ein freundschaftlicher Klaps oder Fußtritt weckte, durch das Haus.

Es empörte ihn, er war öfter nahe daran zu kündigen, als er immer wieder durch eine seltsam, schier gespentisch auftauchende Erwägung davon zurückgehalten wurde: — sie werde einfach nicht gehen! Sie würde lächeln und — bleiben! Was ist da zu machen?

Die Dinge drängten zu einer Entscheidung. Die Luft war mit Unbehagen und Peinlichkeit durchtränkt. Hatte sie ihn früher mit ihrem Grübchenlächeln geduckt, so brachte ihn jetzt das Fehlen der Grübchen ganz aus der Fassung. Ihre stumme und starre Art, die von dem Ausdruck des Beleidigtseins strotzte, wurde immer unerträglicher. Kam er sich längst schon wie ein Besuch in seiner Wohnung vor, so hatte er jetzt das Gefühl eines Gastes, der in einem Hotel auf Credit lebt und sich dafür die schlechteste Behandlung gefallen lassen muß.

In diese Gewitterluft platzte der Besuch eines alten Regimentskameraden herein. Der durchschaute sofort die Situation. Es müßte etwas geschehen, und zwar gleich, und Energisches, ehe es zu spät!

„Weißt du was, alter Junge, du könntest mich wohl ein Endchen durch den Thüringer Wald begleiten! Es ist herrlich jetzt. Ich erzählte dir, daß meine Frau nebst Schwester in Berka zum Bade weilen. Aber natürlich schleppe ich dich nicht bis dorthin —"

Thüringer Wald — es wehte wie ein Hauch der Freiheit von dem Wort her. Schnurzel winselte vor Freude auf. Und er riß seinen Herrn mit fort.

„Topp! Ich fahre mit!" (Aber natürlich nicht bis Berka!" setzte er vorsichtig für sich hinzu. Frau Glaß würde auch wohl schwerlich den Urlaub bis Berka ausdehnen!)

Frau Glaß verwunderte sich über den plötzlichen Entschluß, aber sie wünschte doch „glückliche Reise!" mit ihrem bezauberndsten Grübchenlächeln.

Er wollte in drei Tagen zurück sein. Frau Glaß wartete, wartete — Schnurzel mindestens wird bei der Rückkunft diese Urlaubsüberschreitung zu büßen haben!

Erst am sechsten Tage langte eine Nachricht an. Eine Postkarte, worin ihr „Herr" (ein gänzlich unpassendes Wort!) ihr flüchtig mittheilte, daß er seinen Freund nach Berka begleitet und sich vorzüglich wohl befände. Er würde noch einige Tage ausbleiben, sie möchte unterdeß seine Abwesenheit zu einer gründlichen Reingung der Wohnung benutzen.

Das war der offenbare Hohn! Sie sprühte.

Schnurzel befände sich ebenfalls wohl und ließe grüßen . . . .

Sie ballte ihre prallen Fäuste vor Wuth über diese Herausforderung. Na warte, wenn — „sie" zurückkehren!

Aber „sie" kamen nicht! An den Stammtischen von Pensionopolis hieß es, der Major sei durchgebrannt — einfach durchgebrannt, alles, seine Möbel, sein Eigenthum im Stiche lassend.

„Das Gescheidteste, was er noch thun konnte!" lachte man. „Aber er kehrt ja doch zurück!"

Auch Frau Glaß zählte sicher darauf, und sie hielt schon ihr ganzes Arsenal von Rache für solche Rückkunft in Bereitschaft. Und dann . . . dann ist er verloren!

Plötzlich ward sie aus all dieser Siegeszuversicht durch einen Brief gerissen. Eine Verlobungsanzeige eines gewissen Major a. D. von P. mit einem Fräulein Herta von M., Tochter u. s. w.

Ihre grellblauen Augen glotzten das Papier an, lasen und glotzten und weiteten sich.

„Nicht möglich!" kreischte sie auf; und das Papier zerknitterte in ihrer Faust. Ein dummer Scherz, den ein anderer ihr bereitet . . . .

Doch die Begleitung der Anzeige bestätigte das Unmögliche. Ein höflicher Brief, worin der Major auf die gedruckte Anzeige verwies; eine kurze Andeutung seines Glückes, die ihr wie ein schriller Jauchzer entgegenschnellte. Dann aber: in Anbetracht ihrer „treuen Dienste" erlaubte er sich, ihr die Möbel, überhaupt das ganze Inventar seiner Wohnung zur Verfügung zu stellen.

Schreck und Wuth und Freude über die vom Himmel gefallene Schenkung, dann wieder die himmelschreiende Enttäuschung: waren die Möbel ihr nicht ohnedies verfallen?

Bald aber überwog der Triumph. Er hat nicht gewagt, zurückzukehren — aus Furcht vor ihr! Es wäre ihm auch nicht rathsam gewesen! Fräulein von M. Aha, das ist die Schwägerin des unausstehlichen Herrn, der ihn besuchte und dabei mit seiner Spürnase die Wohnung so durchschnüffelte! „Viel Glück, viel Glück!"

Und sie besann sich nicht lange, ging an eine Truhe, kramte darin und zog eine Papptafel mit dem gedruckten Avis „Möblirtes Zimmer zu vermiethen" daraus hervor. Diese befestigte sie sofort an dem einen Fensterladen der „guten Stube".

An den Stammtischen war ungeheures Halloh! Man konnte es nicht glauben. Es war die Furcht vor der Rückkehr! Einfach durchgebrannt!

Aber man freute sich dennoch. Fräulein von M. war keine Jugend mehr, auch keine Schönheit, aber sie würde ihm eine liebe und brave Frau abgeben. Sie wäre das Gegentheil einer Frau Glaß — Schnurzel würde sich freuen.

„Hoch die Madame Glaß!" rief einer.

Die Anderen stimmten lachend ein. Sie hat ja doch diese Verlobung gestiftet! Sonst würde er nie geheirathet haben — nie, nie!

Der neue Compagnon.

Humoreske von Adolph Thiele.

„Aber wie gesagt, Herr Pelzer, Ihr Antrag ehrt unsehr, aber meine Frau ist — das heißt vielmehr wir Beide sind nun einmal der Ansicht, daß erst unsere ältere Tochter verlobt sein muß, ehe wir unsere jüngere weggeben."

„Wenn es denn einmal," entgegnete Pelzer, „Ihr und Ihrer Frau Gemahlin" — er bemühte sich, dieses Wort möglichst ohne ironischen Beiklang auszusprechen — „Ihr und Ihrer Frau Gemahlin fester Entschluß ist, so läßt sich dagegen leider nichts machen. Aber noch ist das letzte Wort nicht gesprochen, darum darf ich doch wohl bitten?"

„Wie meinen Sie das, Herr Pelzer?" fragte der ältere Herr höflich, indem er sich im Fauteil vorbeugte.

„Nun, man muß doch versuchen, was sich machen läßt. Ich fahre wahrscheinlich morgen nach Berlin zurück, bitte Sie aber, Herr Schönemann, unser Gespräch nicht als unser letztes anzusehen."

„Gut, Herr Pelzer, ganz wie Sie wünschen."

Hierauf empfahl sich der abgewiesene Freier und ging in das Straßengewühl hinaus.

Lebhafte Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf.

„Wenn ich vernünftig wäre," sagte er sich, „ließ ich die ganze Geschichte laufen und setzte mich auf die Bahn. Aber ich bin nun einmal in die Elfe, diesen allerliebsten kleinen Teufel, verschossen, und bei verliebten Leuten hilft da kein Zureden. Und nun das Mädel selber — ihr würde es gewiß auch nahe gehen, wenn ich so „sans facon" absprränge!" Es war wohl kein Zufall, daß er bei dieser Reflexion gerade sein Spiegelbild in einem der großen Schaufenster eines Ladens betrachtete.

„Müssen sich da nun die alten Schönemanns — übrigens ganz nette Leute — in den Kopf setzen, daß erst die ältere, die Julie, unter die Haube gebracht werden soll! Solch' eine Idee! Findet sich denn da nun geschwind Einer, der das sonst ganz famose Mädel „stante pede" wegheirathet?"

Nachdem Herr Pelzer diese Frage an das Schicksal gerichtet, fiel er in einen Zustand des tiefsten Nachsinnens. Zunächst gerieth er so zwischen einen Herrn und dessen Hund, die durch eine Leine verbunden waren. Nachdem er sich herausgewickelt, stieß der in Gedanken Versunkene mit seinem Stocke an eine alte Frau, die ihn bitterböse anblickte und etwas murmelte. Als er bald darauf einem Herrn auf den Fuß trat und der so unglimpflich Behandelte ihm den Rath gab: „Treten Sie doch auf Ihre Füße!" blickte er ganz erstaunt auf diese Gliedmaßen nieder, hierauf stieß er, in tiefem Sinnen weiterschreitend, an einen Droschkengaul.

„O bitte sehr, pardon!" sagte er sehr höflich, ohne weiter hinzusehen.

Als er dann nach einem Bosket am Theaterplatz hinübergegangen war, blieb er starren Blickes stehen und bemerkte nach einiger Zeit, daß eine ganze Corona um ihn versammelt war, die gern erfahren hätte, was denn da so sehr Merkwürdiges zu beobachten sei.

Etwas beschämt ging Herr Pelzer weiter. Unklare Gedanken durchwogten sein Haupt. Da erblickte er auf dem gegenüberliegenden Trottoir einen Herrn. Wie eine plötzliche Eingebung kam es über ihn, eilig schritt er auf den Herrn zu. Dieser, ein hübscher Mann von eleganten Manieren, kam ihm halbwegs entgegen und grüßte höflich.

Nachdem Herr Pelzer mit seinem Reisenden — dies war der Herr — einige gleichgültige Worte gewechselt, sagte er etwas verlegen: „Lieber Herr Falk, ich habe Ihnen etwas mitzutheilen. Bitte, begleiten Sie mich in die Weinstube dort drüben!"

Nun saßen sie sich in einer gemüthlichen Ecke beim Glase Liebfrauenmilch gegenüber, und Falk blickte seinen Chef erwartungsvoll an; dieser aber schien nicht recht zu wissen, wie er anfangen sollte.

Nachdem er sich geräuspert, begann er dann endlich: „Herr Falk, wollen Sie — mein Compagnon werden?"

Falk sah sonst nicht aus, als ob er sich verblüffen ließ, das überraschte ihn aber doch.

„Wie?" sagte er und stockte.

„Nun," fuhr Pelzer ruhiger fort, „Sie übernehmen meine hiesige Filiale, und das nöthige Kleingeld bekommen Sie von Ihrer Braut!"

Die Ueberraschung des sonst so sattelfesten Reisenden überstieg jetzt alle Grenzen.

„Ja, aber —" stammelte er, „ja, erlauben Sie, Herr Pelzer, ich habe ja — gar keine Braut!"

Pelzer mußte über die Bestürzung seines sonst so standhaften Reisenden herzlich lachen.

„Na, seien sie man gut!" sagte er dann im gemüthlichen Tone. „Sehen Sie, die Sache liegt so! Ich möchte gern ein Mädel heirathen, hier in der Stadt — aber die Eltern — nebenbei, gute Familie, angesehene Leute, auch „vom Besten" vorhanden — die Eltern wollen erst ihre älteste Tochter verheirathen. Das Mädel — ich meine die Aelteste — ist nun auch ein famoses Kind, und da fiel denn vorhin mein Gedanke auf Sie. Sie," fuhr er mit gewinnendem Tone fort, „Sie werden ihr gefallen" — Falk drehte seine Schnurrbartspitzen — „und die Alten werden gegen meinen Compagnon nichts einzuwenden haben. Was sagen Sie nun zu der ganzen Geschichte?"

Falk hatte sich gesammelt.

„Ihr Antrag, Herr Pelzer —"

„Ehrt mich ungemein," unterbrach Pelzer, „kenne ich, hat mir der Alte vorhin erst gesagt! Weiter!"

„Aber —"

„Aber?"

„Aber man muß sich doch die Sache — Sie verzeihen meine Offenheit — man muß sich's doch erst einmal überlegen, man muß sich über sich selbst klar werden."

„Sie wollen eine Galgenfrist haben?" sagte Pelzer lachend. „Gut, ich bewillige sie Ihnen, aber heute Nachmittag stelle ich Sie der Familie vor."

Nach einer kurzen geschäftlichen Besprechung verließ Pelzer den nachdenklich gewordenen jungen Mann mit den Worten: „Wenn Sie mich heute Nachmittag 3 Uhr im Hotel abholen wollen, soll es mir angenehm sein. Einstweilen," fügte er launig hinzu, „werden Sie nur über sich selbst klar!"

Sinnend blieb Falk sitzen.

„Heirathen!" sprach er vor sich hin. „Der goldenen Freiheit des Hausschlüssels und des Extraordinarismus Adieu sagen! Also wirklich soweit? Zeit wär's ja eigentlich, könnte vielleicht nichts schaden. Sie soll ein famoses Mädel sein, meine Zukünftige? Na, wir können uns die Sache ja einmal ansehen, schon aus Gefälligkeit für Pelzer; 's ist doch ein guter Kerl! Geld könnte ich übrigens auch brauchen. Kellner, eine Cigarre, aber eine gute!"

Nachdem Falk seinen Wein mit Behagen ausgetrunken, begab er sich in den besten Laden für Herrenartikel und kaufte eine entzückende Kravatte. Nach Tisch ließ er sich dann Haupthaar und Bart sachkundig behandeln. Beim Kaffee sann er über das Benehmen nach, das er in der Familie Schönemann beobachten mußte.

„Schneidig auftreten, aber nicht zu unverschämt! Vor Allem der Frau Mama den Hof machen, den Vater auf sein Lieblingsthema bringen, in einem stillen Moment das Herz der Zukünftigen durch Schilderung der trostlosen Verlassenheit des Junggesellen rühren —" Diese Lebensregeln prägte sich Falk ein, bevor er Pelzer abholte.

— Alles ging prächtig. Falk kam, sah und siegte, und als er bald darauf das verhängnißvolle Ja errungen, wurde „das Geschäft perfect" oder — schöner gesagt — das Herzensbündniß besiegelt, und Pelzer sorgte dafür, daß seine und seines neuen Compagnons gemeinsam gefeierte Hochzeit zur Verwunderung aller Tanten und Basen nach erstaunlich kurzer Frist vollzogen wurde.

Abergläubische Fürsten.

Vom Aberglauben gekrönter Häupter erzählt man sich manch hübsche Geschichte. So ist der König von Portugal ein hervorragend praktischer Geschäftsmann und wird in seinen Handlungen gewiß nicht sehr vom Aberglauben beeinflußt. Er ist auch ein glücklicher Herrscher, die ganze Woche hindurch — mit Ausnahme des Freitag, an welchem Tage er sich immer unglücklich fühlt. Vor einigen Jahren sprach er während eines Besuches in England vor einer Gesellschaft im West-End Londons. Es war zufällig ein Freitag und der König infolgedessen etwas nervös. Während seiner Rede stieß er zufällig an einen der auf der Rednertribüne aufgestellten Blumentöpfe, und dieser Blumentopf fiel einem darunersitzenden Aristokraten auf den Kopf. König Carlos bedauerte diesen Unfall sehr und entschuldigte sich bei dem Verletzten in kläglichem Ton: „Ich wußte ja nur zu gut, was kommen würde. Wäre es nur ein Sonnabend statt ein Freitag gewesen, so hätte ich und auch Ihr Kopf mehr Glück gehabt, Lord X."

Die jetzige Prinzessin von Wales zerbrach, als sie noch Herzogin von York war, einst einen ziemlich kostbaren Spiegel und war infolgedessen den Rest des Tages verstimmt. Am nächsten Morgen erzählte sie ihrem Gemahl ganz betrübt: „Gestern zerbrach ich einen Spiegel und wußte gleich, daß sich etwas Schreckliches zutragen würde, und heute Morgen ist eine meiner armen Katzen gestorben!" Nun kann der Herzog Katzen nicht leiden. Er bezeigte der Herzogin jedoch sein Mitgefühl, und der Gesprächsgegenstand wurde fallen gelassen. Am nächsten Tage sagte der Herzog ruhig zu seiner Gemahlin: „Sind heute Morgen wieder Katzen gestorben?" — „Oh, ich hoffe nicht," rief die Herzogin sehr beunruhigt. — „Warum fragst Du das ?" — „Nun," erwiderte der Herzog „als Du mir gestern sagtest, Du hättest einen Spiegel zerbrochen und infolgedessen wäre eine Katze gestorben, zerbrach ich vier Spiegel — darum frage ich heute nach den Katzen!"

Als Kaiser Wilhelm einst bei einer Jagd in England eine Elster über seinen Kopf hinwegfliegen sah, wandte er sich an den Herzog von Cambridge, der auch zu der Jagdgesellschaft gehörte, und sagte: „Ich habe eben eine Elster gesehen. Nun bin ich zwar nicht besonders abergläubisch, aber ich habe es nicht gern, wenn mir diese Thiere über den Weg kommen." Der Herzog lachte und sagte fröhlich: „Kennt Eure Majestät nicht unsern alten Ausspruch über den Aberglauben über Eltern? Eine für Trauer, zwei für Heiterkeit, drei für eine Hochzeit, vier für eine Geburt. Eure Majestät muß nach einer zweiten, dritten oder vierten Elster ausschauen." — „Wirklich," erwiderte der Kaiser, „eine vierte Elster bedeutet eine Geburt? Aber wenn man eine fünfte Elster sieht, was dann?" — „Ja dann," erwiderte der Herzog feierlich, „dann bedeutet es Zwillinge!"

Kaiserin Eugenie schreibt Memoiren.

Unterstützt von vier Secretären, die während des ganzen vorigen Jahres mit dieser Arbeit beschäftigt waren, bereitet die Kaiserin Eugenie ihre Memoiren vor. Die Kaiserin wird bei ihrem Tode alle auf ihre „Regierungszeit" bezüglichen Schriftstücke einem öffentlichen Institut vermachen, und nach einer bestimmten Frist sollen diese Documente aller Welt zugänglich gemacht werden. Die Frist wird sehr kurz sein; die Kaiserin wünscht nur, daß unter den Schriftstücken sich keines befinden möge, das irgend einer noch lebenden Person Schaden bringen könnte. Seit dem 30. Januar 1853, dem Tage ihrer Vermählung, bis zum heutigen Tage hat die Kaiserin niemals einen an sie gerichteten Brief achtlos bei Seite gelegt.

Als man nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs in den Tuilerien die Papiere durchwühlte, fand man von allem etwas, nur von der Kaiserin nichts. Jedes Jahr waren nämlich alle Briefe und alle Denkwürdigkeiten der Kaiserin unter sicherer Escorte nach London geschickt und in den in jeder Beziehung sicheren Schränken einer Bank untergebracht worden. Die Sichtung ung Ordnung dieser Schriftstücke ist vollendet. Alles, was bedeutungslos war, ist verbrannt worden.

Zu dieser Sammlung von Schriftstücken werden noch hinzukommen die Briefe, die Eugenie von Montijo als Braut an den Prinzen Louis Napoleon geschrieben hat. Ferner wird man allen Schriftstücken begegnen, die sich auf die Geschichte der Familie Montijo beziehen, und einer bedeutenden Sammlung (120 Cartons) von politischen Papieren, die die ganze Regierungszeit Napoleons bis zum 4. September 1870 umfassen. Ein Carton mit Schriftstücken hatte Bezug auf die Kämpfe der Kaiserin mit dem Vater des Prinzen Victor Napoleon. Aber man wird niemals erfahren, was sich in diesem Dossier befand, denn die Kaiserin hat nach dem Tode des ihr feindlich gesinnten Vetters alles vernichtet, was der Nachwelt von dieser Feindschaft Kenntniß geben konnte. Sie hat es abgelehnt, einen Bonaparte anzugreifen und hat lieber auf das schönste Stück ihrer Vertheidigung verzichtet.

Ueberraschende Wirkung.

Mutter (brummend): „Jeden Tag holst Du Dir einen postlagernden Brief ab, und es führt doch Alles zu Nichts!"

Tochter: „O ja . . . mit dem Postsekretär werde ich mich nächstens verloben!"

Ein Ueberflüssiger.

Klein-Hänschen (sitzt mit seiner Mama am gedeckten Eßtisch und erwartet ungeduldig den Papa) verdrießlich: „Ach, Mama, wäre doch Papa gar nicht auf die Welt gekommen, dann brauchten wir beide nicht immer so lange mit dem Mittagessen zu warten."

Heimgegeben.

Baronin: „Ich höre, Sie haben sich verheirathet, Herr Professor. Nehmen Sie meine besten Glückwünschee. Natürlich ein bürgerliches Mädchen?"

Professor: „Im Gegentheil, der erste Adel des Landes — es ist eine Frau von Geist."